

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 237 (1964)

Artikel: Der Gemeinsame Brunnen oder "Der Erbentanz"
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Gemeinsame Brunnen oder „Der Erbentanz“

Ein Schwank von Georg Thüerer

Zeichnungen von Rudolf Moser, Bern

„Das ist ja eine Geschichte auf Leben und Tod! Man sollte sie nur Versicherten erzählen“, sagte der Blättlireisende, als der alte Bauer Andreas schwieg.

„Was gruselt Euch denn so?“ fragte der Erzähler, welcher immer noch an den Brunnenstoc lehnte.

„Se, daß es drin so tötelet. Es schuderet mich immer noch“, antwortete Mariann, ein junges Mädchen aus dem nahen Waisenhaus. „Mein Leben tag trink ich keinen Schluck mehr vom Marchbrunnen hier.“

„Und wenn du verdurstest, geschieht's dir recht. Man springt nicht aus einer Geschichte weg, wenn sie einem Hühnerhaut macht, um erst wieder zu kommen, wenn die andern lachen.“ Ein bestandener Mann sagte es, der Bauer Rudolf aus dem Auengut, der Sohn des Schwändibauern Andreas. Dieser aber fügte hinzu: „Genau besehen ist ja der Tod an unserm Brunnen nur leise vorbeigegangen, so leis wie ein Wolfenschatten; und ich für mein Teil rechne meine Geschichte sogar zu den heitern Erzählungen, wie man nur wenige von den Höfen hier herum berichten könnte.“

„So erzählt halt die Geschichte noch einmal. Wir haben nur das Ende gehört und können uns gar nicht denken, wie es einen vorher frösteln konnte.“ Junge Wanderer sagten es. Sie strebten dem nahen Jura zu und hatten am Brunnen ihre Feldflaschen füllen, den Hörerkreis aber nicht stören wollen.

„Ungern!“ erwiderte Andreas, „denn da werde ich meiner Gotte selig untreu, welche zu sagen pflegte: ‚Ehe man eine Geschichte wiedererzählt, muß ein Sonntag dazwischen sein.‘“

„Aber heute ist ja den ganzen Tag Sonntag“, sagte ein junger Bursche.

„Meinetwegen“, willigte Andreas ein. „Aber ich hör sofort auf, wenn die Mariann wieder wegspringt – oder ein Notar kommt.“

Alle schienen zusammenzurücken, als Andreas begann:

Dieser Brunnen gehörte am Ende des letzten Jahrhunderts einer sehr hablichen Frau, die dort im Waisenhaus wohnte, das aber damals noch Bunnenschlöfli hieß, und Frau Magdalena hätte sich kaum einen schönern Alterssit aussuchen können. Auch die Höfe Schwändi und Auengut ge-

hörten ihr. Da sie aber schon hoch an Jahren war, konnte sie die Bauerngüter nicht selber bewirtschaften und verpachtete daher beide. Sie hatte aber dabei gar keine glückliche Hand, denn die Schwändileute und die Muengütler waren sich schon nach wenigen Jahren spinnefeind. Mit Birnenschütteln vom Baume, der zu nah am Grenzhag wuchs, hatte es begonnen; über dem Keuchhusten, der hinüber oder herüber angehängt worden war, hatten sich die Mütter und über einem ansteckenden Stallübel die Väter entzweit. Kurzum, der Grenzhag wurde von Jahr zu Jahr dicker und stacheliger, und schließlich verbot der Schwändibauer seinem Sohn, die Kühe hierher an den Marchbrunnen zur Tränke zu treiben; er müsse sie fortan den weitem Weg durch das Erlengestrüpp an den Bach dort hinten führen. Auch der Muengütler verwies seiner Tochter Hilde den Weg ins Dorf, der über die Schwändi führte.

Die alte Eigentümerin schien dem Zwist ihrer Pächter gegenüber machtlos zu sein. Die Greisin ließ überhaupt, wenn sie sommers auf dem Bsejibänkli oder im Winter am Stubenfenster dort oben saß, das Leben wie einen fremdartigen Fluß an sich vorüberziehen. Solange die Zinsen von überall her pünktlich einliefen, kümmerte sie sich überhaupt nicht um die Menschen. Die Menschen aber kümmerten sich um so mehr um sie. Der Erbtanz um die kinderlose Frau Magdalena begann beizzeiten. Fernverwandte schrieben ihr aus der Stadt ellenlange Neujahrsbriefe, die ihnen wie Anteilsscheine an künftigen Glück vorkamen. Die alte Frau antwortete mit billigen Kärtlein und gab sich durch ein behutsames Weiterleben alle Mühe, die Wünsche derer zu erfüllen, welche ihr noch recht viele schöne Jahre wünschten. Denn der „gute, lange Lebensabend“ fehlte auf keinem der Briefe, welche die Magd Rosmarie zu büscheln hatte.

Die Magd Rosmarie war eigentlich der gefreuteste Mensch weit und breit. Sie war ein Findelkind gewesen und besaß Gaben, welche die Eingesehenen im stillen bestaunten, sonst aber weidlich schmähten. Das Singen sei zwar schon recht und sie habe ja auch in der Kirche mehr als einmal den Choral gerettet, aber das Nachahmen fremder Stimmen sei unvertraut; da wisse ein rechtschaffener Christenmensch nie recht, woran man sei. Freilich mußte man auch hiebei zugeben, daß die Magd



Die Magd Rosmarie war eigentlich der gefreuteste Mensch weit und breit...

Rosmarie die Stütze der angesehenen Dorfbühne war, und zwar seit über dreißig Jahren. Das landläufige Wort, daß das Theater für die Trägerin der Hauptrolle das Vorspiel zur Hochzeit sei, erfüllte sich an ihr nicht. Es fehlte wohl keineswegs an Anträgen, aber die Magd wollte nun einmal allein durchs Leben gehen. Dabei war sie hübsch, lebenslustig und schlagfertig und stets zu allen Streichen aufgelegt, die etwas Gutes stifteten. Das Gute ohne lustige Zutat aber war ihr langweilig und nicht minder zuwider alle Lust, welche nichts Gutes hinterließ. Der Lehrer, welcher sie von Theaterproben her am besten zu kennen schien, sagte einmal scherzweise: „Rosmarie, wer weiß, am Ende ist dein Dienst bei der reichen Magdalena im Brunnenschlößli auch nur ein Streich.“

Die Rosmarie sagte darauf nicht Ja und nicht Nein und ließ die Leute sich den Kopf darüber zerbrechen, weshalb sie, die Immermuntere, es so lange bei der Greisin aushalte, die an Gemüt so arm als an Geld reich war, und jedermann wußte, daß sie mit dem Lohne ebenso kargte wie mit den Worten, die sie nur näselnd von sich gab. Je älter die Herrin wurde, um so hebigter wurde sie, und freigebig war sie nie gewesen. Nicht einmal Gotte seines Buben habe sie werden wollen, sagte der

Schwändibauer schon vor einem guten Duzend Jahren zu Rosmarie, obschon er der reichen Nachbarin mit dem Martinizins den hundertfachen Göttibaken ins Haus gebracht hätte. Da aber schon alles auf die Taufe gerüstet war, hatte damals Rosmarie das Kind am nächsten Sonntag zur Kirche getragen, und sie wurde eine seelengute Gotte, deren größter Kummer nur blieb, daß in der Nachbarschaft kein Friede war.

So findig die Magd Rosmarie indessen auch war, ihr Lebensplan, das Geld der reichen Frau Magdalena als gute Ratgeberin beizeiten sinnvoll verteilen zu helfen, wollte und wollte ihr einfach nicht glücken, denn die Alte war nun einmal nicht dafür zu gewinnen, ein Testament aufzusehen. So mußte all das Hab und Gut eines Tages an die Erben in der Stadt fallen, die in den Augen Rosmaries schon Güter genug hatten und sie doch nicht nutzten, jedenfalls nicht so, wie unsere Magd es hätte billigen können. Und sie hatte in derlei Dingen ein gesundes, sehr bestimmtes Urteil.

Frau Magdalena zählte an die neunzig Jahre, als der Tod im dichtesten Novembernebel zu ihr kam. Eines Morgens erschien sie nicht zum Frühstück und gab auch keine Antwort, als Rosmarie erst an die Kammertüre und dann an die Türe des Nebenzimmers klopfte, wo die Greisin sich im Lehnstuhl gerne vom schlechten Schlaf erholte.

Eine Stunde später, ehe die Leidensagerin, der Pfarrer und der Gemeindefschreiber benachrichtigt worden waren, fuhren schon die Verwandten aus der Stadt heran. Pflichtgetreu hatte Rosmarie den Wunsch der Herrin erfüllt, zuerst in der Stadt anzuläuten, wenn es doch einmal etwas geben sollte mit ihr.

Die Ankommenden fragten, noch ehe sie die Mäntel auszogen, nach dem Testament. Es sei eben nichts verschrieben worden, sagte Rosmarie, und daher werde wohl, wie es in solchen Fällen zu gehen pflege, der größte Teil des Vermögens an die Gemeinde fallen.

„Das fehlte gerade noch!“ sagte die Base Immermehr. Der Bettersvetter Habegern aber erklärte, da müsse rasch gehandelt werden. „Was nicht ist, kann werden!“ meinte ein Dritter. Und die fünf Verwandten kamen, so neidisch sie sonst aufeinander sein mochten, gar bald überein, die Sache in der untern Stube miteinander zu besprechen.

Nach einiger Zeit kamen sie mit einem unheimlichen Vorschlag zu Rosmarie in die Küche. „Rosmarie, Ihr müßt uns helfen und sollt es nicht umsonst tun. Wir brauchen ein klares Testament, und zwar heute noch. Wir haben uns geeinigt, wir fünf nächsten Angehörigen aus dem ‚engern Leid‘; aber die andern Verwandten sollen so wenig leer ausgehen wie Ihr. Seht, Rosmarie, hier steht alles auf dem Zettel, den die liebe Tante gewiß gerne unterschrieben hätte, wenn wir zwei, drei Stunden früher gekommen wären.“

„Euer Zettel geht mich nichts an. Ich bin nicht der Bankier von Frau Magdalena gewesen und mag mich auch in Euere Geldsachen nicht hineinmischen.“

„Ihr sprecht ja wie auf der Bühne, Fräulein Rosmarie. Da seid Ihr ja im Dorfe eine Berühmtheit, scheint's, mit Eurer Stimme“, sagte der Verwandte, der am häufigsten herkam.

„Ja, grad so hat der Fuchs die Krähe gelobt. Und man weiß, wer den fetten Brocken wegschnappte.“

„Fräulein Rosmarie, ganz im Gegenteil. Ihr braucht uns nichts vorzusingen. Nur flüstern sollt Ihr, und zwar das Testament, und dabei so näseln wie die Tante selig.“

„Ja, meint Ihr denn, der Gemeindefschreiber lasse sich ein Testament am Telephon diktieren. Wenn er schon fast nichts mehr sieht, so will er doch bei der Person sein, die etwas zu verschreiben hat.“

„Er soll nur herkommen. Und Ihr sollt ihm in der Kammer der Tante Magdalena sagen, was ihr letzter Wille war. In ihrem Nachtkleid, in ihrem Sterbebett, mit ihrer Stimme. Kommt in ihre Kammer!“

„Ihr Herrschaften, wir sind in einem Totenhaus, und Ihr sprecht vom Verkleiden und Verstellen wie an einer Fastnacht. Und übrigens ist Frau Magdalena auf dem Lehnstuhl im Nebenzimmer eingeschlafen und gar nicht in der Kammer oben.“

„Um so besser“, sagten ihrer zwei zugleich.

In diesem Augenblicke durchzuckte unsere Rosmarie ein abenteuerlicher Gedanke. Was ihr so viele Jahre nicht geglückt war, konnte ja in einer einzigen glücklichen Stunde erreicht werden. Zugleich konnte sie dieser habgierigen Gesellschaft ein Schnippchen schlagen. Sie musterte alle Anwesenden und sagte dann mit aufblitzenden Augen: „Und wenn ich's tue – bleibt auch alles unter uns

und untersteht sich keiner, das Aufgesezte anzufechten?“ Alle gaben sich die Hand darauf, aber sie waren doch nicht ein Herz und eine Seele, denn Rosmaries Herz behielt seinen besondern Schlag.

Bald darauf tauchte im wattendichten Nebel, der Haus und Garten wie ein Geheimnis umfing, die gebeugte Gestalt des Gemeindefchreibers auf. Er war ein paar Jährelein jünger als Frau Magdalena, hätte sie aber um ihre guten Augen beneiden können, mußte er sich doch beim Schreiben so tief über das Papier beugen, daß man auf der Kanzlei sagte, er schreibe mit der Nase. Rosmarie hatte ihn angerufen, Rosmarie nahm ihm Hut und Stecken ab, Rosmarie ging, um Frau Magdalena in der Kammer zu besorgen. Wie es ihr auch gehe, fragte der Gemeindefchreiber, der erst in der Stube Platz zu nehmen hatte. „Das könnt Ihr Euch vorstellen, wenn sie ans Sterben und Erben denkt“, sagte Rosmarie und fügte hinzu, daß die Schwertrante alles unter vier Augen erledigen möchte. So möge der Gemeindefchreiber in einer Viertelstunde einfach in die Kammer hinaufkommen. Dann sei man so weit. Sie sage ihm gleich jetzt schon auf Wiedersehen, da sie nachher im hintern Keller noch aller-

lei Apfel zu erlesen habe. Er finde ja als rüstiger Mann den Weg hinauf und zurück gewiß schon allein. „Schon recht“, nickte der Gemeindefchreiber, „und hoffentlich darf ich zum Saße: Der treuen Rosmarie... auch ein nettes Sümmchen eintragen.“ Die Magd lächelte im Hinausgehen.

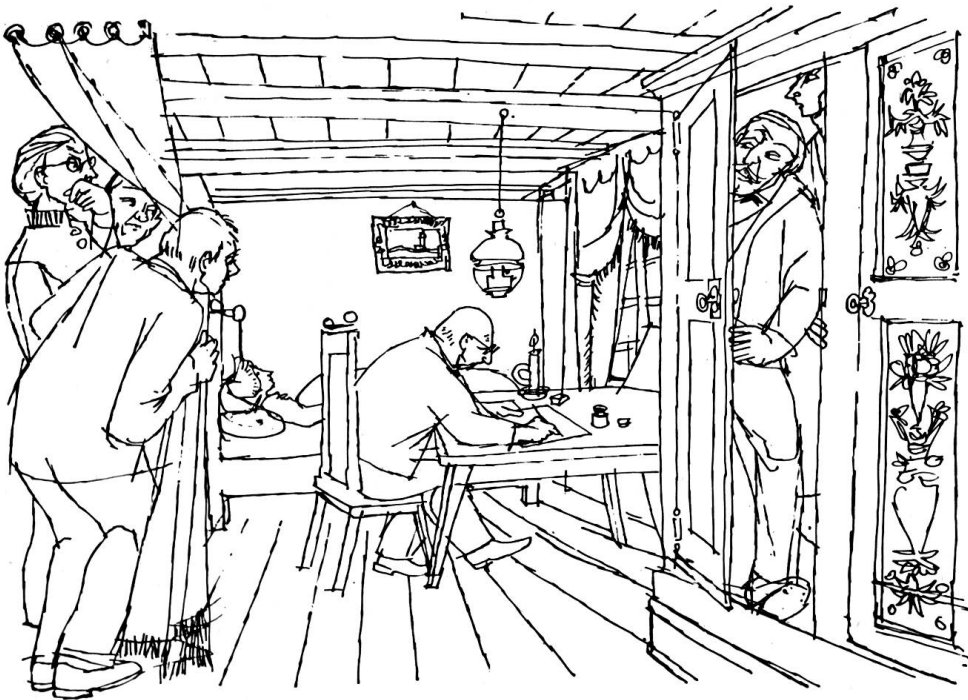
Inzwischen hatten die fünf Erben gute Beobachtungsposten bezogen, an denen es in der nischenreichen und mit Vorhängen und geräumigen Kästen ausgestatteten Kammer der Frau Magdalena nicht fehlte. Eine Kerze brannte auf dem Tischlein, das recht weit vom Lager stand, wo eine Frau mit grauem Scheitel hüstelte, aber doch vernehmbar „Her-ein!“ rief, als er klopfte. „Einmal muß es ja sein, nicht wahr. Ich hab schon mit siebzig alles ins Reine gebracht“, sagte der Gemeindefchreiber so eintönig, daß man es spürte, wie er seine Formel gebrauchte, die er für solche Besuche geprägt hatte.

„Gewiß, sonst weiß man ja nicht einmal, wo das, was heute noch hier ist, morgen schon hinkommt“, nälelte es aus den Linnen.

„Sagen wir im Lauf der Jahre“, meinte der Gemeindefchreiber schonend.

„Nein, morgen. Es ist mir recht elend. Wir wollen vorwärtsmachen.“

Der Gemeindefchreiber setzte sich mit umständlicher Würde ans Tischchen und malte das Wort Testament mit der mitgebrachten Rundschriftfeder. Dann schrieb er auf Geheiß der leisen, nälenden Stimme aus dem dunkeln Bettwinkel Wort um Wort, Saß um Saß der gewichtigen Einleitung. So unschön die Stimme war, so lauschten die Erben doch, als begünne ein Goldbrunnen zu fließen, zu strömen. Aber er rieselte doch nur, so zag löste sich die graue Stimme aus den Lin-



Inzwischen hatten die Erben gute Beobachtungsposten bezogen...

nen und dem Zimmerdunkel. Und drohte mehr als einmal völlig zu versiegen. Dann kam es nach einem Hustenanfall unmißverständlich: „Herrn Habegern in Münsterburg 5000 Franken.“ – „Fünzigtausend!“ zischte der Betroffene im Wandschrank. Aber auch bei seiner Base Fräulein Immermehr wurde die letzte Null weggelassen. Ob Rosmarie wohl im Halbdunkel den ausgehändigten Zettel nicht richtig lesen konnte? Aber immer bedeuteten die Fehlleseungen Abstriche für die Anwesenden, denn auch die andern Posten wurden dergestalt gekürzt, daß einer seufzte, er bekomme ja nun weniger, als er an Erbschaftssteuern zu entrichten gedachte. Um so großzügiger fielen die Posten aus, von denen in der untern Stube gar nicht die Rede gewesen war.

„Dem Waisenhaus von Ennetbach 70 000 Franken. Dem Blindenheim ‚Abendstern‘ 80 000 Franken.“

„Das nenn’ ich aber hochherzig“, sagte der Gemeindefschreiber. „Wenn man selber mit den Augen so übel dran ist wie unsereins, freut man sich über jede Guttat an den armen Blinden doppelt.“

„O, mit meinen Augen ist es auch nicht mehr zum besten bestellt. Ihr seht, daß ich das Tageslicht nicht mehr recht ertrage und auch bei trübem Wetter fast alle Vorhänge ziehe. Weiter: Dem Schwändibauern und seinem Nachbarn im Auen- gut den Marchbrunnen gemeinsam.“

„Verzeiht, Frau Magdalena, das ist ungut. Da werft Ihr nur einen neuen Zankapfel zwischen die beiden Streithälse.“

„Ich weiß, was ich tue. Unterbrecht mich nicht. Und den beiden Bauern je 10 000 Franken, aus- zuzahlen nach zehn Jahren, sofern sie bis dahin im Frieden zusammenleben.“

„Und was bekommt die treue Magd Rosmarie?“ fragte der Gemeindefschreiber, der spürte, daß die Liste ihrem Ende zuging.

Die lauschenden Erben waren nach all der Will- für der bevollmächtigten Magd auf eine sechs- stellige Zahl gefaßt und wähten, die bei den ersten Posten verschwundenen Nullen würden nun hier hinter dem Trinkgeld auftauchen, das sie der Ros- marie zugedacht hatten. Um so erstaunter waren sie, zu vernehmen:

„Der guten Magd Rosmarie gebe ich für die jahrzehntelangen Dienste meinen ganz besondern

Segen und das blaue Eimerli, das sie mir einmal schenkte, als mein altes rann.“

„Sonst nichts?“ wunderte sich der Gemeindef- schreiber.

„Was kann man Besseres geben als seinen Se- gen! Wir müssen hier abbrechen. Kommt morgen wieder, Gemeindefschreiber. Es wird mir übel. Schickt doch gleich den Arzt her und den Pfarrer auch. Das ist mein allerletzter Wunsch.“

Der Amtsmann aber wollte noch die Unter- schrift haben. Als er den vom Zittern arg entstell- ten Namenszug der Urkunde beschnuppert hatte, klemmte er alsobald die Mappe unter seinen Arm, tastete zur Tür und sorgsam treppab.

Der Kurzsichtige hätte auf der Gasse den Doktor, der gerade des Weges kam, gewiß verfehlt, wenn ihn dieser nicht vernehmlich begrüßt hätte. Sofort ertönte auch von oben her Rosmaries Stimme klangvoll zum Brunnen herab. „Herr Doktor, Frau Magdalena hat heute gar keinen guten Tag. Kom- men Sie rasch!“

Die Erben, die sich aus ihren Verstecken hervor- schälten und -kugelten, sahen sich starr an. Ehe sie sich erholen und aufs neue ratschlagen konnten, war Rosmarie vom Lager aufgestanden und ans Fenster geeilt. Nun löste sie das Haarnegli, das sie nach Altweiberart aufgesetzt hatte, stiebte das Mehl aus ihrem dunkeln, vollen Haar und warf sich ein Hauskleid um, indem sie die Haustüre öffnen ging. Die Hinterlassenen öffneten nun leise die Türe, die zum Gange führte. Sie hörten den Doktor kommen und nach einer kurzen Weile das Nebenzimmer wieder verlassen. „Ja, gute Ros- marie, da kann kein Doktor mehr helfen. Benach- richtigigt recht bald die Verwandten. Wißt Ihr die Adressen?“

„Ja, von den Neujahrsbriefen her“, sagte Ros- marie lauter, als nötig gewesen wäre. Sie hielt den Arzt im Gespräche noch einige Zeit hin, bis auch der Pfarrer anrückte. Dieser sprach erst ein paar Worte des Trostes, wie der Tod eben an reich und arm komme, daß 88 Jahre ein gar langes Leben seien, dann fragte er, ob die kinderlos Dahin- gegangene, wenn sie von ihrem lieben Lehnstuhl aus, der unvermutet ihr Totenlager geworden sei, nach dem Waisenhaus Ennetbach hinüberblickte, nicht etwa ein freundliches Wort habe fallenlassen. Das wisse der Gemeindefschreiber am besten, sagte

die Magd, denn dieser sei zuallererst in ihrer Kammer gewesen. – „Ja, ja, heute früh, im Brunnenschlößli könne es im Handkehrum eine Änderung geben, sagte er mir soeben, und Frau Magdalena wünschte mich dringend. Ich bin sofort hergekommen, aber eben doch zu spät. Ein rechtes Wort zur rechten Zeit hätte Wunder wirken können. Meinen Sie nicht auch, Rosmarie?“ Gewiß, sie meinte, sie glaubte es auch. Und der Geistliche fragte noch nach dem Lieblingspsalm der Heimgegangenen; er möchte ihn der Abdankung von übermorgen zugrunde legen. Rosmarie holte die Bibel. Das Buchzeichen war beim siebenten Psalm, einem Klage- lied Davids:

„Auf dich traue ich, Herr, mein Gott. Hilf mir von all meinen Verfolgern und errette mich, daß sie nicht wie die Löwen mich zerreißen und zermalmen, weil kein Erretter da ist. Herr, mein Gott: klebt Unrecht an meinen Händen...“

*

Keiner der fünf Erben wagte Rosmarie für ihr Schicksalpielen zur Rede zu stellen, denn sie wußten, wie leicht dabei ihre eigene trübe Nachenschaft an den Tag gekommen wäre. Bei Nacht und Nebel verschwanden sie stadtwärts und erschienen zwei Tage darauf, wirklich traurig, zur Beerdigung der allverehrten Tante Magdalena und eine Woche später nochmals zur Eröffnung des Vermächtnisses, das sie bereits so gut kannten wie wir.

Die Magd aber spielte ihre gewagte Rolle tapfer zu Ende. Ihr schönster Tag brach an, als sie im nächsten, sehr trockenen Frühsommer einmal mit ihrem blauen Eimerli hier am Brunnen Wasser holen kam. Ihr Göttibub Andreas trieb die Röhre von der Maienweid an den Brunnen zur Tränke, denn der Bach im Erlengrund hinten war ausgetrocknet, und von der anderen Seite kam auch Hilde herzu, denn der Hofbrunnen im Auengut war auch seit einigen Tagen versiegt. So wusch sie eben den ersten Salat am gemeinsamen Marchbrunnen.

„Grüezi, Gotte!“ sagte Andreas. „Bei diesem schönen Wetter bist du mit dem Puzen und Better- sonnen bald zu Ende. Was doch die Nachbarin selig an Hausrat hatte, das reinste Museum! Wer kommt nun ins Brunnenschlößli?“

„Das ist noch nicht ausgemacht“, sagte Rosmarie. Hilde aber begann: „Ich habe gehört, es

sei etwas im Tun. Das Waisenhaus im Ennetbach wolle das ganze Anwesen erwerben, und da es keiner der Erben übernehmen wolle, werde es auch feil, und das Waisenhaus habe jetzt ja Geld. Es sollen Verdingkinder herkommen, sobald man eine tüchtige Waisenmutter habe.“

„Und wohin ziehst du dann, Gotte Rosmarie?“

„Wenn das alles stimmt, was Hilde sagt, dann bleibe ich grad hier. Meint Ihr nicht, ein einstiges Findelkind könnte eine gute Waisenmutter werden?“

„Ich wüßte keine bessere“, sagte Hilde. „Aber fürchtest du dich nicht, auf dem Lehnstuhl zu sitzen,



Ein Knäblein stand, von seinem Schwändihof her- gekommen, mit einem blauen Eimerli vor ihm...

in welchem Frau Magdalena entschlafen ist. Es gehe in diesem Hause nicht immer mit rechten Dingen zu, sagten die Erben.“

Die Magd Rosmarie lachte und hob das lustig überschäumende Eimerli vom Gestell unter der Röhre. „Unsereins ist nicht für Lehnstühle geschaffen, und zum Fürchten erst recht nicht. Ach, wenn in der Nachbarschaft keine schlimmern Geister sind als im Brunenschlößli drin, so soll's mich freuen.“

„Du denkst an unsere Leute, Gotte“, sagte Andreas. „Sieh, das laß die Sorge von uns Jungen sein. Wir haben uns gestern hier am Brunnen gesagt, es sei eigentlich eine Schande, daß einen erst die Tröckne an den gemeinsamen Brunnen treibe und wenn man nur auskomme, solange man auf ein Erbe schiele. Nicht Krach zu haben, ist ja noch lange kein Friede.“

„Ja, und Frieden sollte um ein Waisenhaus herum sein. Den Frieden aber muß man von innen her stiften. Das Recht kann auch eine Dürre sein, die Liebe aber ist wie lebendiges Wasser.“

„Gotte, darf ich dir das Eimerli in die Küche hinauftragen? Ich möchte dir etwas sagen.“

„Ei gern, Andreas. Versäum dich aber nicht lang, die Hilde hat noch eine schwere Gießkanne für ihr Rosenbeet mitgebracht, die man zu zweit ringer heimträgt als allein.“

*

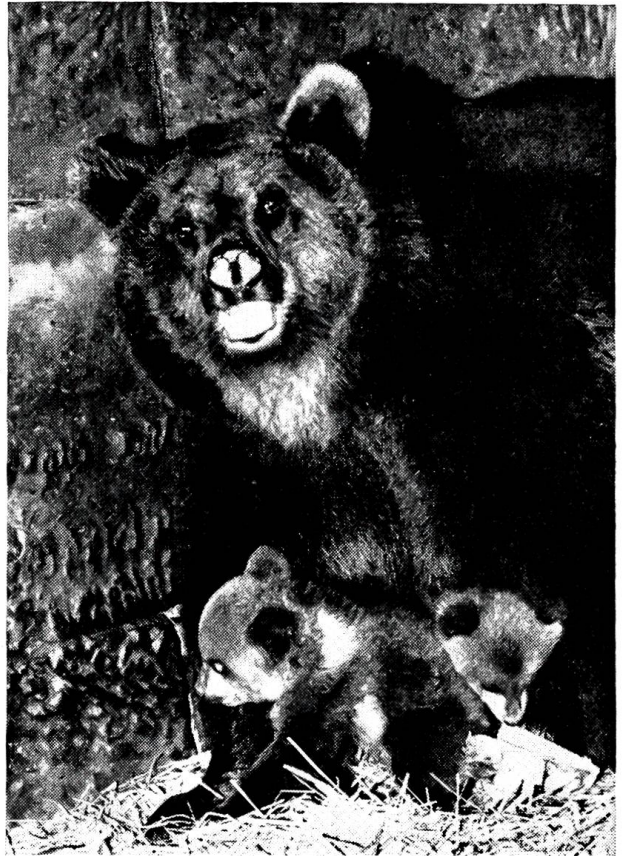
Der Erzähler hielt inne. Ein Anäblein stand, von seinem Schwändihof hergekommen, mit einem blauen Eimerli vor ihm. „Großvater, die Großmutter läßt dich grüßen und sagen, der Brunnen daheim tröpfle nur noch, und du sollst so gut sein, mir das Eimerli da einzufüllen. Der Marchbrunnen habe eine gar gute Quelle.“

„Da hat die Großmutter recht. Seit Menschengedenken ist unser Brunnen nie versiegt.“

Der Trost

Ein Pastor im Wilden Westen sieht wieder einmal eines seiner Sorgenkinder, den alten Pat, mit einer Flasche Schnaps in der Tasche seiner Beaufung zustreben.

Der Pastor hält Pat an und fragt vorwurfsvoll: „Sag einmal, Pat, ist die Flasche Schnaps, die da



Nachwuchs im Berner Bärengraben

Photo W. Nydegger, Bern

aus deiner Tasche sieht, wirklich der einzige Trost in deinem Leben?“

„Ach nein, Pastor“, sagt Pat, „das wäre ja furchtbar, wenn sie der einzige Trost in meinem Leben wäre. Zu Hause habe ich noch ein paar Flaschen.“

Das Geständnis

Ein junger Mann in den USA hatte geheiratet. Einige Wochen nach der Hochzeit sagte er eines Abends zu seiner Frau: „Liebling, ich muß dir etwas gestehen. Ich hoffe, daß du mich trotzdem noch lieben wirst. Also: Ich bin vollkommen farbenblind!“

„Oh, das macht gar nichts, Darling“, flüsterte die junge Frau lächelnd. „Doch auch ich muß dir ein Geständnis machen: Ich bin eine Negerin!“